



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Waldmüller, Robert: Wie ein Kurort entsteht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

lernen vielmehr seine Größe von neuer Seite bewundern. Wenn er nie eine Zeile von seinen Gedichten und Dramen geschrieben hätte, so würde er allein durch seine eignen Aufzeichnungen über sich noch immer als der größte Mann seiner Nation, als die Blüte der neueren Jahrhunderte erscheinen. Möge daher sein Leben ein beständiges Vorbild und Studium bleiben, wie er vorahnend von seinem Humanus aussprach:

Sein Leben wird den köstlichsten Geschichten
Gewiß dereinst von Enkeln gleichgeseht.



Wie ein Kurort entsteht.



uf welche Weise sich Seneca zu einem großen Kapitalisten emporarbeitete, haben die historischen Rechenkünstler mit Genauigkeit nachzuweisen vermocht. Daß der Diktator Gambetta sich hätte eines Urgroßvaters rühmen können, der auf den traulichen Rufnamen Gamberle hörte und ein biederer Schwabe war, ist vielleicht kein bloßes Wortspiel. Wir erfahren alles und jedes, wenn wir es wissen wollen, über die vielgewundenen Lebenswege von Leuten, welche sich aus der großen Menge menschlicher Nullen zu der Bedeutung von Nullzahlen emporarbeiteten. Aber fertigen und stattlich uns begegnenden oder wohl gar auf uns herabblickenden Dingen ihr Entstehen, ihr mühsames Gewordensein abzufragen, will uns nicht immer gelingen, dünkt uns auch häufig eine müßige Aufgabe, zumal wenn wir zu den Besserwissern zählen, die sich lediglich um die Frage kümmern, warum denn noch nicht alles bis zum letzten Tüpfelchen der Vollkommenheit gediehen ist und warum man uns nicht um Rat gefragt hat.

Ich sitze hier in einem Badeorte, der mich durch ein paar Moorbäder von einem mir plötzlich auf einer Reise angeflogenen sehr schmerzhaften Hüftweh geheilt hat, und da ich zu den Kurgästen gehöre, deren Dankbarkeit sich nicht im Bewundern von Frauenkleidern und im Beflatschen von Kurmusikanten erschöpft, so bin ich liebevoll auf die Suche nach vergilbten Spuren der Entstehungsgeschichte dieses Hygiea-Mythos gegangen. Was ich ermittelte, sei im Nachstehenden mitgeteilt. Große Mühe habe ich nicht darauf zu verwenden brauchen, denn mein Glückstern führte mich auf einen Vorgänger, der vor drei Jahrzehnten mit Bienenfleiß alles zusammengetragen hat, was in Kanzleien der verstäubtesten Art sich in der Form von Aktenbündeln allmählich über diesen Gegenstand gesammelt hatte. Meine Aufgabe bleibt für den vorliegenden Zweck somit sehr einfach. Ich habe durch das Moor von Protokollen, Gutachten, Regierungsreskripten, chemischen Analysen u. s. w. mir einen Weg mittels einer genügenden Anzahl standhaltender Bretter zu bahnen, damit ich in dem Wüste nicht versinke, und wenn ich soweit für mein Fortkommen Sorge trug, dann von Station zu Station das Berichtswerte ins Auge zu fassen und in gedrängter Kürze übersichtlich zusammen zu tragen. Freie ich nicht, so wird sich daraus ein Stück Kulturgeschichte ergeben, dessen unerfreuliche Seiten zahlreich sind, aber in ihrer häufig humoristisch stimmenden Wirkung den alten Erfahrungssatz bestätigen, daß es uns Menschen gar nicht so übermäßig schwer fällt, die

Leiden anderer zu ertragen. Und damit sei mit dem Bretterlegen bescheidenlich der Anfang gemacht.

Mein Führer ist Dr. phil. Johann Gottlieb Zahn, mehrerer gelehrten Gesellschaften ordentliches und korrespondirendes Mitglied. Mein Thema ist „Elsterbrunn beim Tännigt,“ wie das jetzige königliche Bad Elster im sächsischen Vogtlande von dem Chronisten Trommler benannt wird. Die früheste Hinweisung auf die Heilkraft der Elsterquellen will man in dem Stiftungsbriefe der Kirche zu St. Johannes in Plauen vom Jahre 1122 finden, worin die Elster mit der Bezeichnung heilige Elster erwähnt wird. Bessere Bürgschaft für die Beurteilung der Heilquellen in den nächstfolgenden beiden Jahrhunderten bietet das sogenannte Wahlenbüchlein. Dort heißt es, „daß bei dem Quell der lustigen Fichtelbergischen Saalschwester und Wassernymphe Elster ein fast guter Born sich befunden, der von den alten Wahlen oder Venetianern, die in jener Zeit das Vogtland nach allen Seiten hin durchstreiften, um Gold und Edelsteine aufzusuchen, gar wohl gekannt und in Ehren gehalten worden sei, indem er zur Leibesnotdurst wohl dienlich und absonderlich gegen die bösen Leibeswetter zu gebrauchen sei.“ Das letztere, ohne Zweifel einst vielgebrauchte Wort verdient wohl auf seinen genauen Sinn geprüft und darnach wieder in seine ihm abhanden gekommenen Rechte eingesetzt zu werden.

Eine lange Zeit vergeht nun, während der von der „lustigen Saalschwester“ nichts verlautet. Dies soll ja ein gutes Zeichen sein, insofern einem weiblichen Wesen lediglich häusliche Pflichten obliegen. Die Wassernymphe Elster hatte aber Pflichten, welche die ganze, von bösen Leibeswettern heimgesuchte Menschheit angingen. Es wird also wohl in Betracht gezogen werden müssen, daß die Heimsuchungen des dreißigjährigen Krieges das Vogtland in besonders barbarischer Weise drangsalirt haben, sodaß nach dem endlichen Friedensschlusse sieben Achtel der einst zahlreichen Bevölkerung des Landes gestorben oder verdorben oder weggezogen waren; besonders die Holkesche Truppe hatte arg gewirksamhaftet, hatte die Vogtländer „fast geschunden,“ kein Wunder, daß der Elstersäuerling, wie die Quelle im Laufe der Zeit benannt worden war, für die von jenen sauern Tagen in die Kur genommenen kaum noch erheblichen Reiz haben mochte.

Zwei Jahrzehnte waren nach dem Friedensschlusse noch nötig, ehe die Sorge, es könne wieder der alte Hader entbrennen, sich einigermaßen legte. Im Jahre 1669 glaubte der Stadtarzt Georg Reisner in Plauen, des beängstigenden Gerüdes sei genug geschehen. Er tauchte daher seinen Gänsekiel ein und verfaßte ein ebenso gelehrtes wie poetisches Schriftchen, das er drucken ließ und dem damaligen Herrn des Vogtlandes, dem Herzog Moritz von Sachsen-Weitz, zueignete. Es handelte von „unserm Elstersäuerling,“ der nahe dem Dorfe Elster auf einer Wiese entspringe. „Der Ort ist lustig und schön,“ schreibt der Verfasser; in geringer Entfernung liegt aber auch das Städtlein Adorf, „allwo diensthafte Leute und ziemliche gute Bequemlichkeit an Logimenten und Viktualien, als Kälbern, Lämmern, Hünern und Willbret, wie auch an Fischen, so die besten seynd, nemlichen Forellen, Ellritzen, Schmerlen und anderen Speisen, so zur Kur dienlichen, zu erlangen. Von daraus kan man in den Grunde uff Wiesen, biß an den Brunn, fast stets an der Elster hinauf spazieren.“ Er fügt hinzu, gebraucht werde der Säuerling zur Sommerzeit, und dann könne man, „wenn eine Herde von Schafen und Rindern der andern nachweidet und die Hirten und Schäfer ihre Schalmeyen und Hirtenlieder hören

lassen, mit dem königlichen Propheten David aus dem 65. Psalm ausrufen: Die Hügel umher sind lustig, die Anger sind voll Schafe“ zc. Bisher werde der Sauerling, heißt es weiter, „zum gewöhnlichen Trank genutzt,“ er selbst aber, der Stadtarzt, habe das Wasserlein „bei vielen unterschiedlichen Patienten mit Nutzen gebraucht.“ Seine Analyse des Brunnens würde heute freilich einiges Kopfschütteln erregen, er wies nach, das Wasserlein enthalte „einen Eisenschlicht, einen Vitriolum, ein ganz süßes volatitisches oder flüchtiges Salz und ein fixes krystallinisch Salz.“ Aber der Herzog ließ sich doch weitem Bericht über den Brunnen erstatten, wobei sich ergab, er liege auf der Wiese eines gewissen Barthol Gläser und sei „mit einem Stück hohlen Baum umfasset,“ erhalte aber viel „wildes Wasser“ zugemischt. Dieser wie noch ein anderer angrenzender Wiesenbesitzer sollten nun Maßnahmen treffen, um das wilde Wasser abzulenken, was sie nach manchen Einwendungen endlich zu thun einwilligten. Die Sachverständigen konnten sich aber nicht über das Material, in welchem die Brunnenfassung zu beschaffen sei, einigen, und so blieb die „lustige Saalnymphe,“ wenn auch nicht in ihrem alten durchlöcherten Kleide, der hölzernen Brunnenröhre, so doch in einer nur wenig bessern hölzernen „Aussschrotung,“ und mußte sich die Zudringlichkeiten des „wildes Wassers“ nach wie vor gefallen lassen.

Dieser Zustand dauerte bis ins achtzehnte Jahrhundert. Wir hören dann von einem höchst eignen Besuche des Herzogs Moritz Wilhelm und von sogenannten Rutengängern, die ihn begleiteten, auch wurden im Juni 1704 für „die herzielgeliebte Frau Gemahlin des ehesten“ eine Anzahl Flaschen mit Sauerling nach Moritzburg an der Elster zu senden befohlen; drei Wochen später mußte dieser Befehl aber wiederholt werden, und wie es scheint, reiste in den nun endlich mit wohlversiegeltem „Gorg“ abgefertigten zwölf Flaschen soviel wildes Wasser mit nach Moritzburg, daß der Frau Herzogin Erwartungen über die Wirkung des Sauerlings nicht ganz erfüllt wurden.

Im Oktober 1707 ergeht ein etwas bündigerer Befehl des Herzogs, die Quelle gut zu fassen und die wilden Wasser zu verstopfen. Am 4. Juni 1709 ist die Angelegenheit so weit gediehen, daß für 37 Mfl. 7 Gr. statt einer Quelle — man hatte diesmal mit aufmerksamerer Zunge gekostet — drei Quellen gefaßt worden sind, „so alle mineralisch, eine aber stärker als die andere schmackte.“

Das Erlöschen des fürstlichen Hauses Sachsen-Weitz verurteilte aber bald darauf den Heilbrunnen wiederum zu langjähriger Vernachlässigung. Erst unter der vormundschaftlichen Regierung des Prinzen Kaver erinnert man sich der Gerüchte, welche früher über des Elsterbrunnens Ähnlichkeit mit der berühmten Egerquelle verlautet hatten. 1765 im August wird auf ergangene behördliche Anfrage näheres darüber von Adorf nach Dresden berichtet, aber so wenig erfreuliches und zu Opfern ermunterndes, daß wiederum ganze zwei Jahrzehnte ins Land gehen, ehe die Regierung sich die Mühe nochmaligen Erkundigens machen zu sollen glaubt. 1786 wird endlich der Stadt- und Amtsphysikus Lic. Leisner mit der Aufforderung begrüßt, eine abermalige genaue chemische Untersuchung des Gesundbrunnens zu Elster zu veranstalten, auch über alles denselben betreffende zu berichten.

Lic. Leisner hat jedoch, wie aus seiner Antwort hervorgeht, die vor zwanzig Jahren bei der damaligen Untersuchung zu den Akten berechneten Kosten noch immer nicht erstattet bekommen, meldet daher nur, „bei seinem Gedenken“ sei der Brunnen von Kurgästen nicht besucht worden, „sondern werde lediglich von

den Inwohnern zu gewöhnlichen Getränken verwendet.“ „Dies — so fügt der Chronist Joh. Gottlieb Zahn hinzu — die lakonische und verdrießliche Antwort des Amts- und Stadtphysikus Lic. Leisner zu Plauen.“ Von dem schönen Enthusiasmus seines Großvaters, der überall um den Brunnen herum „Hirtengesang und Schalmeyenklang“ ertauscht hatte, war jedenfalls auf den Lic. Leisner nicht gar viel vererbt worden.

Die Regierung ließ aber ihr Interesse für den Brunnen diesmal nicht einschläfern. Was dem Lic. Leisner an Lust und Liebe zur Sache fehlte, fand sich in reichlichem Maße bei dem Zeichenmeister Sprungk in Plauen, der mit dem Aufriß des Brunnens und seiner ganzen Umgebung betraut worden war. Verlegung des Elsterflusses einerseits, andererseits Ankauf des Ritterguts Elster zur Beseitigung „der zweierlei Grundherrschaft und zweierlei Jurisdictiones“ wurden nun als die Vorbedingungen einer gedeihlichen Lösung der in Angriff zu nehmenden Aufgabe erkannt.

Weder das eine noch das andre mochte aber im Handumdrehen zu bewerkstelligen sein, und da die politischen Wirren in Frankreich die Blicke überhaupt in die Ferne lenkten, so erging von Dresden nach Voigtsberg nur die Weisung — und zwar im Juni 1788 —, den Brunnen „reinigen, fassen und herstellen zu lassen.“

Das war freilich auch diesmal leichter befohlen als befolgt. Der Voigtsberger Amtmann geriet in große Verlegenheit. Es sollten ja Anno 1709 drei mineralische Quellen gefunden und gefaßt worden sein. Um welche handelte sich's? Wieder mußten der Vicenciat und der Zeichenmeister um Auskunft angegangen werden. Beide wußten nur zu berichten, daß seit achtzig Jahren lediglich ein Brunnen im Gebrauch gewesen sei; vermutlich habe man überhaupt nur noch mit einer Quelle zu thun. Nun kam von neuem der Befehl, diese eine zu fassen und gegen das wilde Wasser zu schützen.

Der Zeichenmeister zeigte sich diesem Auftrage, so weit er überhaupt ausführbar war, gewachsen, und bei dieser Gelegenheit plauderte der Bauer Gläsel, dem die Brunnenwiese zu eigen war, aus, er sei acht lange Jahre von gichtischen Zufällen ganz kontrakt gewesen und habe endlich nach dem Gebrauche einiger wenigen warmen Bäder aus dem Sauerbrunnen seine Kräfte zurück erlangt.

Das klang nicht übel. Heute würde eine solche Kunde durch alle Blätter die Runde gemacht und ein Heer von Speculanten auf die Beine gebracht haben. Anders Anno 1788. Auch jetzt gelangte man mit der Sache nur so weit, daß der Brunnen einigermassen auf seinen eignen Zufluß eingedämmt wurde; gab es elementare Ereignisse von Belang, so stand er nach wie vor wehrlos. Wenige Jahre später — im Jahre 1795 — hatte sich aber auch schon wieder der Mißbrauch eingeschlichen, daß der nächstbeteiligte Bauer das Wässerungswehr zum Vorteil seines Wiesenertrages beliebig hoch aufdämmte, wo dann die „lustige Elsternymphe“ wieder tief im wilden Wasser saß.

So trat die Angelegenheit in das neue, in das rührige neunzehnte Jahrhundert hinüber, vor der Hand freilich ohne etwas von dem Wesen eines unternehmenderen Geistes zu spüren. Von Zeit zu Zeit wurde die Quelle abermaligen Analysen unterworfen, worüber die Berichte aber nicht eben schnell einliefen. Ein Brunnengraber namens Einsiedel verhalf dann im Jahre 1805 zur Auffindung drei neuer mineralischer Quellen, deren eine besonders für Augenkranken wichtig sein sollte; sie wurde deshalb die Augenquelle genannt. Die Kriegerwirren, welche mit der Schlacht von Jena die Hoffnung auf einen *modus vivendi* erträglicher Art mit dem ungeberdigen Franzosentume zerstörten, drückten aber wie auf alle friedliche Thätigkeit, so auch auf das Interesse für den Sauerbrunnen.

Erst ein Mann, der im stillen auf eigne Faust im Elsterbette selbst drei neue Quellen ans Tageslicht förderte und dadurch, wie wenigstens behauptet wurde, den Gehalt der alten offiziellen Quelle gefährdete, brachte die Nymphenfrage wieder in Fluß. Es war der Besitzer des Rittergutes Elster namens Bögeler. Aufmerksam gemacht durch Luftblasen auf der Elster, hatte er auf seinem Gebiete dem Flüsschen einen andern Lauf gegeben, d. h. zu stande gebracht, was von den Sachkundigen längst als einziges Mittel gegen die wilden Wasser empfohlen worden war. Seine Eigenmächtigkeit konnte aber keineswegs gebilligt werden. Er hatte einen hölzernen, mit Säulen geschmückten Bau herstellen lassen, um für die Kranken ein Unterkommen zu schaffen und solcher Art den Grund zu einem benutzbaren und vielleicht auch dereinst sich bezahlt machenden Kurorte zu legen. Das durfte nicht sein; so durfte nicht mit einem „Regal“ verfahren werden; denn der Amtmann Schubert in Voigtsberg betonte in seiner Eingabe, „daß seines Wissens dergleichen Mineralquellen sowohl als öffentliche Flüsse unter die Regalien gehörten, worüber die Aufsicht dem betreffenden Amte zuständig.“ Einstweilen wurde dem Rittergutsbesitzer im September 1810 bei zwanzig Thalern Strafe verboten, in der Angelegenheit bis auf Eingang allerhöchster Entschliebung irgend etwas weiteres vorzunehmen.

Die schlechten Zeiten mochten die Verhältnisse Bögeler indessen schon früher zerrüttet haben; sein jetzt eingereichtes Gesuch um Ersatz der von ihm auf den Quellenfund ausgegebenen 450 Thaler Kosten wurde abgewiesen, und das Rittergut kam unter den Sequester.

Obchon nun eine von der Regierung veranlaßte Rundreise des Freiburger Professors Lampadius einen sehr günstigen Bericht über den Wert dieser wie anderer vogtländischer Heilquellen zur Folge hatte, wurde doch im Jahre 1813 die von Bögeler durchgeführte Ableitung der Elster mit Genehmigung der Regierung wieder rückgängig gemacht, sodaß die neuen Quellen Bögeler wie vor ihrer Entdeckung sich damit begnügen mußten, durch Luftblasen von ihrem Dasein notdürftige Kunde zu geben. Warum den Bauern, welche für ihren Wiesenertrag die Elster nicht entbehren wollten, dies ihr Begehren zugestanden wurde, statt daß man sie durch ein mäßiges Sümmchen entschädigte, dafür ist ohne Zweifel die Antwort in den leeren Staatskassen jenes Jahres — 1813 — zu finden; die Bauern hatten ihr Anliegen unmittelbar an den König zu bringen gewußt, und dieser mochte es nicht abschlagen können, ohne das Recht zu beugen.

Drei Jahre später beginnen dann wieder Anfragen, wie es mit den Elsterquellen stehe. Es erfolgt kein Bescheid, weshalb die Anfragen im Jahre darauf wiederholt werden. Nach Verlauf zweier weiteren Jahre — bis 1819 — langt dann in Dresden ein Bericht an, aus welchem hervorgeht, daß der traurige Ausgang von Bögeler Unternehmen den Freunden der Heilquelle nicht ganz die Hoffnung benommen hatte, die Segnungen des „lustigen“ Wässerchens doch noch auf irgend welche Weise für die seiner bedürftigen zu retten. So gut es ohne Hilfe der Dresdner Regierung gehen wollte, hatte man sich nämlich selbst geholfen. Die Ableitung des Flüsschens war von neuem ins Werk gesetzt worden. Unter Beistand des Kreisauptmanns war eine Art Nothbehelf von Bad ins Werk gesetzt worden; 1818 hatten 200 Personen sich der Wohlthaten der Quelle erfreut.

Dieser immerhin noch sehr kümmerliche Zustand dauert nun weitere zehn Jahre; es ist vom Wärmen des Wassers in Kesseln unter freiem Himmel die Rede, nicht minder vom Baden in einem Zelt, auch in einem Schuppen; einmal

wird eines Beitrages von 16 Groschen Erwähnung gethan, jedenfalls nicht für ein einzelnes Bad, sondern für eine ganze Kur — vielleicht ein Vorläufer der heutigen, keineswegs hoch bemessenen Kurtage von 15 Mark. Dem Wunsche, die Regierung möge diese bescheidenen Anfänge auf Staatskosten in eine Kuranstalt verwandeln, standen aber auch jetzt noch Bedenken entgegen; lieber wollte man abwarten, ob sich nicht ein Privatunternehmer melde. Ein solcher hätte jedoch begreiflicherweise zunächst erst einen Berg von örtlichen Schwierigkeiten und Rechtsansprüchen verwickelter Art überwinden müssen, und so verstrichen wieder sechzehn Jahre, ohne daß die Angelegenheit von der Stelle rückte; denn Einforderung und Erstattung von Gutachten, Aufrissen, An- und Vorschlägen und ähnliches mehrten zwar das bei dem königlichen Sanitätskollegium zu Dresden reichlich aufgehäufte Aktenmaterial, kamen aber der Quellnymphe sonst nicht zu statten. Dennoch fand sich in dem Gutachten des Hof- und Medizinalrats Dr. Clarus in Leipzig vom Jahre 1828 die Ueberzeugung niedergelegt, „daß diese schätzbare, in ihrer Art in Sachsen einzige Naturgabe, nach richtigen Grundsätzen beurteilt und verwaltet, sowohl zur Erleichterung und Heilung vieler Krankheiten als auch zur Beförderung des Wohlstandes dieser, so vieler andrer Nahrungszweige entbehrenden und überbevölkerten Gegend benutzt werden könne.“

Nach und nach hatte sich jedoch auch in Deutschland das Vorurteil gegen Aktienunternehmungen, wie sie in England und Frankreich schon länger eingebürgert waren, vermindert, und so trat im Jahre 1835 in Adorf unter dem Vorsitze des frühern Adorfer Bürgermeisters Todt ein Verein zusammen, der eine Elsterbad-Aktiengesellschaft gründete. Diese hat Tüchtigeres geleistet, als seit der ersten in vorigen Jahrhunderten geschehenen Auffindung der Elsterheiquellen zu ihrer Sicherung und Verwertung geleistet worden ist. Aus allerlei äußern und innern Gründen ist aber die Staatsregierung, welche der Aktiengesellschaft im Laufe der Zeit ansehnliche Summen vorgeschossen hatte, doch endlich genötigt gewesen, das Elsterbad in eigene Verwaltung zu nehmen, was sie jedenfalls nicht zu bereuen gehabt hat. Wie sehr auch das Land damit einverstanden war, geht aus dem Umstande hervor, daß die Kammern im Jahre 1850 die von der Regierung für die neue Anstalt geforderten 75 000 Thaler aus freien Stücken auf 90 000 Thaler erhöhten.

Sch könnte jetzt mit einer Aufzählung der wirklich ungemein lobenswerten Einrichtungen schließen, welche diese Staatsanstalt in die Reihe der besten Kurorte erhoben haben. Bei der unzweifelhaft großen Heilkräftigkeit seiner Quellen und der überaus lieblichen, schattenreichen, zwischen grünen Thälern und bewaldeten Hügeln wechselnden Umgebung bietet Bad Elster bis jetzt noch die Annehmlichkeit, kein Modebad in unangenehmem Sinne zu sein, und die Maßnahmen der Verwaltung werden ohne Zweifel dahin gerichtet sein, ihm diesen Charakter, der einen immer wachsenden Besuch keineswegs ausschließt, zu erhalten. Aber über diesen Gegenstand noch weiteres zu sagen, fehlt hier der Raum; auch giebt es Schriften darüber in wünschenswerter Menge, unter ihnen zwei von dem gründlichsten Kenner des Bades, von dem Geheimen Hofrat Dr. Flechsig.

Dagegen sei hier noch mit wenigen Worten ein Rückblick geworfen auf die oben chronologisch aufgeführten Zustände, durch welche die Quelle sich hat durchkämpfen müssen, bis sie endlich auf den Ehrenplatz gestellt worden ist, zu welchem jetzt alljährlich viele Tausende pilgern. Welche Anzahl von Luftblasen hat sie durch das wilde Wasser Jahrhunderte lang bei Tag und bei Nacht emporsenden

müssen, ehe diese einzige, ihr von der Natur zugemessene Mitteilungsfähigkeit Beachtung fand! Und als endlich ihre Stunde geschlagen hatte, da dauerte die Freude kaum lange genug, daß sie Zeit hatte, ihre Heilkräfte ordentlich zu bethätigen, allen kund zu machen. Um ein paar Fuder Heu mehr oder weniger im Jahr machten die Bauern, von denen sie doch den einen nach achtjährigem „Kontraktsein“ kurirt hatte, dem ohnehin durch Napoleon genugsam geplagten Könige den Kopf so warm, daß er einwilligte, man möge dem wilden Wasser wieder seinen Lauf lassen. Fast möchte man es ein Wunder nennen, daß heute überhaupt von einem Bade Elster die Rede sein kann. Wäre einer minder geduldigen Nymphe so wenig Schuld entgegen gebracht worden, sie hätte sich gewiß anderswohin gewandt, und jetzt hätten wir das leere Nachsehen.

Um nicht unbillig zu urteilen, muß man sich aber auf den Standpunkt des Kulturhistorikers stellen. Nicht viele Umblicke giebt es, die über den Unterschied zwischen einst und jetzt besser unterrichten als der hier sich bietende. Zu wenigen Stunden vermittelt die Eisenbahn heute den Verkehr nach allen Richtungen, und was für Gebrechen in diesem oder jenem Kurorte Heilung zu hoffen haben, steht in hundert Büchern zu lesen. Wie anders einst! Zur Zeit, als die Elsterquelle die Dörfler der Umgegend schon von manchem Gliederreißen geheilt hatte, herrschte auf balneologischem Gebiete noch so tiefe Finsternis, daß ein sächsischer Landesvater, um eine ihm angerathene Kur zu beginnen — damals handelte sich's, denke ich, um Nauheim —, erst einen Stallmeister auf Kundschaft nach Ort und Gelegenheit aussenden mußte, und daß dieser so lange Zeit am Rhein und am Main hin und her trabte und fragte, bis die schlechte Jahreszeit darüber herankam, weshalb der Kurritt des bresthaften hohen Herrn um ein ganzes Jahr hinausgeschoben werden mußte und sehr übel ablief. Wer anders als die nächsten Nachbarn hätte in solcher unwegsamen Zeit von einer selbst gut gepflegten Elsterquelle Nutzen ziehen können? Auch die Chemie lag noch in den Windeln. Der mehrgenannte Lic. Reizner gab Anno 1709 „als hierzu von Hoch Fürstl. Amte Voigtsberg requirirter Medicus“ nach damaligem Herkommen in Bausch und Bogen eine Analyse des Elster-Sauerbrunnens, wonach der Brunnen „vornehmlich aus einem Sale nitroso, so etwas wenigens von einer Minera Martis, oder vielmehr aluminosa und Sale communi, nebst einem Spiritu aethereo und vielem Wasser bestehe.“ Die heutige Analyse z. B. der Marienquelle — einer der drei Quellen, welche im Gebrauch sind — weiß von dem genauen Gewichtsverhältnisse der sämtlichen in der Quelle ermittelten festen Bestandteile zu berichten; sie heißen — um sie hier in Reih und Glied aufmarschieren zu lassen — doppelt kohlensaures Eisenoxydul, doppelt kohlensaures Manganoxydul, doppelt kohlensaures Natron, doppelt kohlenaurer Kalk, doppelt kohlensaure Magnesia, doppelt kohlensaures Lithion, ferner Chlornatrium, Chlorkalium, schwefelhaftes Natron und endlich Kieselsäure, denen sich dann in Kubikzentimetern noch eine vierstellige Ziffer für die Rubrik „völlig freie Kohlenensäure“ gesellt.

Vermutlich wird die Scheidekunst künftiger Jahrhunderte auch dieser Analyse nicht zugehen, das letzte Wort über die Marienquelle gesprochen zu haben, aber einstweilen mag der Unterschied zwischen Einst und Jetzt beim Vergleichen der beiden erwähnten Analysen uns in erquickender Weise zum Bewußtsein kommen.

Elster.

Robert Waldmüller.